

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 3 (1935)
Heft: 11

Artikel: Das Modell [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sturmwind.

Horch, o horch, wie der Sturmwind bellt!
Und wir so allein auf der kalten Welt.
Auf einsamer Brücke, die hoch sich spannt,
Wand'r' ohn' Herdstatt und Heimatland,
Die mit der Sehnsucht zum Grenzenlosen
Sich selbst von den Höfen der Menschen verstoßen,
Herzen geprüft in Nacht und Tod.
Horch, o horch, wie der Sturmwind droht!
Komm, wir wollen uns fester fassen,
Die Hände nimmer von einander lassen!
Wie auch das Wetter tobt und gelt,
Trotzig vereint — wir sind stark! Wir sind Welt!

P. H.

3

Das Modell

von Golfy.

Doch ich winkte ihm, er möge sich noch eine Weile gedulden, da ich noch einen Meißel zu richten hatte. Er setzte sich, wie er war, auf den Polsterstuhl. Ich brachte ihm meinen Schlafrock, denn die Tage waren bereits kühler geworden. Als ich ihm den Mantel über seine bloße Schönheit hängte, berührte meine Hand in heiliger Scheu seine Schultern. Eine magnetische Kraft strömte von ihm aus. Ich konnte mich nicht mehr bezwingen. Mit starken Armen umfaßte ich seinen Wuschelkopf, drehte ihn mir zu und blickte in seine unergründlichen Augen. Eine neue Welt tat sich vor mir auf: die Reinheit der Seele. Ich las in seinen Augen eine starke Zuneigung zu mir. Meine Lippen preßten sich auf seinen kirscharten Mund. Anfangs schien er erstaunt, dann aber erwiederte er meine Küsse heiß und wild. Er barg seinen Kopf an meine Brust und das Hämmern des Herzens drang zu dem meinen. Von seinem Körper strahlte eine jugendliche Frische aus. Dann aber riß ich mich von ihm los und bat ihn, mir zu verzeihen.

Ich hätte es nicht fertig gebracht, dieses Geschenk des Himmels, diese tiefe Freundschaft zu beflecken. Er mußte meine Gedanken gefühlt haben, denn er erwiederte mit leiser Stimme:

„Ich danke Dir, Golfy, Du mußt stark bleiben. Wir wollen unsere Freundschaft rein behalten, wir wollen darin vollkommen sein. Du sollst in mir Dein Ideal erblicken. Bitte sei mir Freund und Hüter dieses Heiligtums!“

Viele Tage waren vergangen, unsere Freundschaft war rein geblieben, sie hatte sich vertieft. Er saß die meiste Zeit des Tages in meinem Atelier, auch wenn ich mich mit anderem beschäftigte. Es war seine zweite Heimat geworden. Mein Lebenswerk war indessen fertig geworden. Wenn mich mein Freund verlassen, konnte ich stundenlang vor seinem Bildnis stehen bleiben. Ich konnte Zwiesprache mit ihm halten, als sei es lebendig.

Als dann die letzten Hammerschläge ertönten und mein Freund sein Bildnis betrachtete, strahlte sein Blick: „Du hast es geschaffen, es ist herrlich! Ich glaube meine Seele hast Du ihm eingemeißelt. — Aber bin ich denn wirklich so schön?“

Bei einem Kuß, der mir allein alle Mühe bezahlt hätte, zog er dann das Tuch darüber.

Als dann anderntags das Standbild in den Park transportiert wurde, rief es Bewunderung und Entzücken hervor. Man gratulierte mir. Ich aber zog mit wehjem Herzen von diesem teuren Bildnis weg, zu neuer Arbeit, zu neuem Schaffen.

Nach Tagen meldete sich der Besitzer. Er sprach mich an: „Sie haben ein Meisterwerk geschaffen, ein bekannter Künstler, der bei mir zu Gast weilt, hat mir dies bestätigt. Er bittet mich, dieses Modell ihm vorzuführen, um einen Vergleich herzustellen.“

Wie ein Stich ging es mir ins Herz. Ich sollte also meinen Freund fremden Menschen preisgeben, sollte ihn lusternen Blicken aushändigen?

Nein — nochmals nein! — Er gehört mir — mir allein! Der Herr aber drang in mich und bat, ich möge doch seinen Namen nennen. Er bot mir Geld an, welches ich entschieden zurück wies.

„Ich will zuerst mit ihm reden und werde Ihnen Bescheid geben. Doch dürfen Sie sich keine Hoffnung machen!“

Als dann mein Freund eintraf, erklärte ich ihm den Wunsch. Er war zu meinem Staunen bereit und sagte: „Komm nur ruhig, wenn es ein Künstler wünscht, man darf ihm dies nicht versagen, aber ich gehe nur, wenn Du mich begleitest!“

Schließlich willigte ich ebenfalls ein und wir schritten zusammen nach der ...straße. Der Herr, der das Kunstwerk gekauft, führte uns in den Salon und alsbald erschien auch der Künstler. Ein kleines Podium wurde errichtet. Ein schwerer Samtvorhang mit vielen Falten dahinter aufgehängt. Dann erstrahlte aus einigen Lampen ein mildes, gelbes Licht. Mein Freund wurde gebeten, sich auszukleiden. Mit Widerwillen ließ ich es geschehen. Ich setzte mich auf einen Stuhl und bedeckte die Augen mit den Händen. Ich konnte es kaum überwinden, daß diese Schönheit nun fremden Augen überlassen werden soll. Als er dann im flutenden Licht stand, entschlüpfte ein „Ah“ den beiden Männern. Lange standen sie versunken in diesen Anblick. Der Herr aber sprach mit leiser Stimme zu meinem Kollegen: „Tatsächlich, es ist so, wie ich vermutet, wer könnte von diesem Bilde nicht entzückt sein?“

„Sie sind wohl Freunde?“ fragte der Künstler mit feinem Verstehen. „Ja, das sind wir!“ „Das habe ich gedacht, denn ich hätte niemals solches Leben in diesen toten Stein da draußen gebracht!“ Und zum Besitzer meines Werkes gewendet, sprach er: „Er hat all sein Denken und Fühlen in diesen Stein gelegt. Es ist ein Meisterwerk. Ein solches Werk kann nur durch die Seelenverwandtschaft mit dem Modell ersehen!“

Warm schüttelte mir der Kollege die Hand und sprach im Tone tiefster Rührung: „Ich weiß nun, daß es Ihnen wehe tut, wenn wir noch länger dieses liebliche Bild anstauen. Nehmen Sie Ihren Freund wieder zurück, wir danken Ihnen für dieses Opfer.“

Der Villenbesitzer erkundigte sich nach meinen und meines Freundes Verhältnissen. Mir ging es ja nicht schlecht, wenn ich auch manchmal schmal durch mußte. Aber mein Freund sei arbeitslos, wenn der Herr ein Einsehen habe, könnte er ihn vielleicht wieder in seinem Betrieb einstellen. Verwundert dar-

über „mußte ich ihm alles erklären. Er versprach mir, ihn wieder einzustellen, er solle gleich morgen sich melden.“

Glücklich gingen wir heimwärts. Wir besuchten nochmals den Ort, wo wir uns gefunden und lenkten dann die Schritte dem Atelier zu, wo wir diesen Tag mit einer Flasche Wein zu beschließen gedachten.

Die nächsten Tage waren wir wie Kinder im Paradiese, glücklich, wunschlos. Wir liebten uns und wachten eifersüchtig, daß wir uns den Himmel erhalten könnten.

(Schluß folgt)

Mann über Bord.

Eine Erzählung, die das Leben schrieb
von Martin Schelling.

Die „Bremen“ steuerte auf hoher See. Wir standen am Stern des Dampfers, fasziniert vom Phosphorescieren des Meeres. Es war Neumond. Das Firmament hing gleich einer schwarzen Perle über dem noch schwärzeren Ozean, in dem die Schiffsschrauben perlmuttfarbigen Brodem aufwühlten. Die riesigen Schraubenflügel schleuderten Leuchtkugeln in die verglimmende Seebahn, große, mittlere, kleinere, hunderte, tausende. Die elektrischen Bälle schossen auf der tief schwarzen Oberfläche dahin, sanken, tauchten in der Ferne wieder empor und erloschen. Aufgejagt rannten andere zur Seite, übereinander, untereinander, in Stockwerken zum nassen Abgrund. Eine Pyrotechnik, gegen die jedes menschliche Schauspiel Stumpferei bleiben mußte.

Dr. Dominik und ich lehnten an der Brüstung im meterbreiten Gang, der von einem Aufbau verdunkelt wurde, in dem die Matrosen hausten. Auf den Promenadendecks, mittschiffs, war Maskenball. Rufe, Jauchzen, Lachen und die Tanzweisen der abwechselnd einsetzenden Schiffskapellen drangen zu uns, glitten wie Wellen vorüber, verschwammen.

In das märchenhafte Spiel der Phosphorkugeln versunken, hörte ich mich wie einen fremden Menschen zu Dr. Dominik sagen: „Irgendwo in den Tropen hat sich ein Kirchhof der Seetierchen losgerissen; in diesen Breiten ist ein solches Leuchtwunder selten, zudem so spät im Jahr.“

Der herkulische Fünfziger strich sich über die Stirn, aber er antwortete nicht. Dennoch mußte er meine Worte gehört haben; seine sonst abweisenden Züge wurden teilnehmend. Lächelte er? Strich die Neumondnacht mit milden Händen über seine Seele und wandelte sein schroffes Wesen zur Weichheit? —

Ich kannte Heinrich Dominik. In unserer süddeutschen Hauptstadt galt er als der gefürchteste Rechtsanwalt. Nicht Rednergabe, sondern kalte Logik verschaffte ihm den Ruf. Man sagte von ihm, er könne jedes Gesetz mit Punkt und Komma, jede Gerichtsverhandlung mit Zeugenaussage und Urteil sofort zitieren — er könne überhaupt nichts vergessen. Sein fabelhaftes Gedächtnis trieb ihn in der Politik an die Spitze, ohne daß er es wollte, sogar gegen seinen Willen. Er ging eigene Wege. Vor den Wahlen rissen sich

die Zeitungen um seine Aufsätze. In knappen Spalten zerfleckte er die Gegner, geißelte jede Inkonsistenz, sogar die der eigenen Partei. War es ein Wunder, daß ich, der Geschäftsmann, erfreut war, den Rechtsanwalt zum Tischnachbar auf der Reise nach Newyork zu haben, daß ich mich geschmeichelt fühlte, weil er meine Gesellschaft suchte und die der anderen Passagiere hochmütig zur Seite schob?

(Fortsetzung folgt)

Der Leser hat das Wort...

5. Brief auf die Umfrage in Nr. 5 des „Fr. B.“

Mit Bezug auf die in Nr. 5 des „Fr.-Banner“ gestellten Fragen, möchte ich als Abonnent auch einige Worte zu deren Erwiderung mitteilen.

Frage 2. Nebst der sehr wünschenswerten Unterhaltungslektüre, weiß gewiß jedermann die Veröffentlichung von Vorträgen, Abhandlungen usw. über unseren Stand zu schätzen. Da aus denselben fast ohne Ausnahme zu ersehen ist, daß bekannte Persönlichkeiten diese Sache mit Verständnis behandeln, so dürften diese Artikel viel dazu beitragen, Artgenossen ihre Lage leichter zu erfassen und auch der gegnerischen Seite würde bei Lektüre unseres Blattes die Waffe mehr oder weniger aus der Hand genommen. Es muß stets von neuem betont werden, daß unsere Lage eben nicht durch „Großstadtluft“ angeeignet wurde, sondern als angeboren in allen Gesellschaftskreisen der Menschheit bestand, besteht und stets bestehen wird. Es ist dies eine Abweichung der Natur wie jede andere „Abnormalität“ auch. Meiner Ansicht nach dürfte solch literarischer Inhalt viel zur allgemeinen Verständigung beitragen, mehr als die Unterhaltungslektüre, welche ja von der gegnerischen Seite wegen ihrer normalen Einstellung nicht verstanden werden kann.

Frage 3. Hier gibt es überhaupt keine Frage — denn dies ist ja sozusagen der lebenswichtigste Teil des Organs. Sie sind sehr zutreffend, wenn Sie behaupten, daß der größte Teil der suchenden Artgenossen äußerst seriöse Menschen sind, welche infolge der heutigen Einstellung zu uns aus Rücksicht auf ihre Position nur ganz diskret suchen können, wonach ihr Herz verlangt. Würden alle Artgenossen zu diesem Organ greifen, so käme sicherlich jeder auf seine Rechnung. Gewöhnlich findet er nicht in der Öffentlichkeit, was er sucht und das Resultat: Unterstützung des Strichjungentums. Die soziale Einrichtung ist hier schuld und anstatt den Fehler in derselben zu suchen, werden wir beschmutzt. Darum energisch und heute noch als Abonnent des Organs eintreten, dann wird einmal offen dem Strichunwesen der Kampf angesagt und dadurch auch unsere Lage mit einem Schlag verbessert. Durch Vermittlung dieser Inserate wird die Angelegenheit diskret behandelt — jedermann hat seinen Gewinn dabei und wird auch den Glauben an seine eigene „Kaste“ wieder finden. Eine schlechte Erfahrung, eine Enttäuschung in der Freundschaftsliebe will nicht heißen, daß es eben nicht treue Seelen gibt. Der Fehler liegt gewöhnlich bei einem selbst. Als Résumé: Es lebe der Inseratenteil!

Wir machen heute schon auf unsern nächsten Leitartikel »Ueber Homosexualität« von Kriminalkommissär Dr. Kopp aufmerksam.